

oder sich davonzustehlen. Günstige kirchliche Wetterbedingungen bzw. dauerndes Frühlings- oder Sommerwetter wurden von Jesus weder gebracht noch verheißen; ebensowenig, daß das Christentum in seiner authentischen Währung gesellschaftlich immer leicht mehrheitsfähig sei. Vielmehr ist ihm die Sendung aufgetragen, in Wort und Tat dafür einzutreten, daß die Menschen aus dem Glauben an den gekreuzigten und auf-erweckten Jesus in der Materialität der Lebenslast und Lebensfreude Hoffnung schöpfen. Bei allen Wetterlagen nun einander Mut zu machen zu den vielen kleinen und größeren Schritten der großen Option Hoffnung auf Jesus Christus, das scheint das Gebot der Stunde und einer jeden Stunde in der Kirche zu sein. – Dies gilt auch dann, wenn Gewitterwolken wie Lagerbildungen, zentralistische Tendenzen, Polarisierungen sowie die Erfolglosigkeit kirchlichen und christlichen Redens das Arbeiten im „Weinberg des Herrn“ zu erschweren scheinen. Aber die großkirchliche Wetterlage darf auch wieder nicht so verallgemeinert werden, daß wir ihre Fiktion im kleinen imitieren und die Kraft zu langem Atem bzw. zum Langstreckenlauf verlieren. Die vielen kleinen und größeren Schritte der großen Optionen hätten vielmehr der Sorge zu gelten, daß auch im Winter das Brot wächst (I. F. Görres) und Nahrung zum Leben ausgeteilt wird.

Diese Freiheit zu den kleinen Schritten und zu dem heiter und ernst zugleich wirkenden „langen Atem“ konnte man m. E. bei Bischof Reuss spüren. Es zeigte sich darin eine reiche Mitte, die sich und anderen Freiheit gewährt und Eigenverantwortung zutraut, und die nicht moralistisch forciert, wo etwas nur reifen und wachsen kann. Mit dieser inneren Freiheit steht durchaus im Einklang, daß Bischof Reuss die Probleme und Fragen – ohne Seitenhiebe oder verletzenden Unterton – beim Namen nennen konnte und ein „fester“ Gesprächspartner blieb, wenn es galt, falsche Wege aufzuzeigen oder billige Umwege und irreführende Holzwege als solche zu erkennen. Das sind aber letztlich nur andere Bezeichnungen für die Fähigkeit, andere Menschen in ihre eigene Verantwortung zu entlassen und ernst zu nehmen, im wahrsten Sinn des Wortes „verfügbar“ und zu Dien-

sten zu sein. – Man könnte die Erinnerungen an Bischof J. M. Reuss in seinem bischöflichen Wahlspruch zusammenfassen: „Daß sie das Leben haben.“

Walter Dirks

Ida Friederike Görres' Leiden an der Kirche

Mit ihrem „Brief über die Kirche“ hat Frau Görres vor über 40 Jahren die innerkatholische Kritik an der Kirche eröffnet. Was sie an Schwächen und Mängeln (insbesondere des Klerus) aufzeigte, erweckte damals heftige Gegenwehr; an den „sündhaften“ Strukturen der Kirche formulierte Görres noch kaum Kritik. red

Im August 1946 erschien in der 5. Nummer der im April desselben Jahres gegründeten „Frankfurter Hefte“ Ida Friederike Görres' „Brief über die Kirche“. Er war im deutschen Sprachgebiet meines Wissens der Anfang der später fast normal gewordenen innerkatholischen Kritik an der Kirche. „Über“ diese Kirche wollte die Autorin schreiben – genauer wäre es gewesen, das „über“ in „gegen“ und in „für“ aufzulösen. Dabei hat für heutige Augen das „gegen“, das sich fast ausschließlich mit Mängeln im Priestertum befaßt, ein durchaus geringeres Gewicht als das gläubige Bekenntnis zur Kirche, dem Ort der Wahrheit Gottes und unseres Heils. Die Aufregung, die der von der Autorin und der Redaktion sorgfältig vorbereitete Brief damals hervorgerufen hat, können wir heute kaum noch nachvollziehen. Frau Görres' Kritik betraf fast ausschließlich fatale Schwächen und Mängel, nicht aber eigentlich problematische Strukturen der Kirche. So ist der Autorin, die den Priester durchaus auch als „Bruder“ sieht, seine „väterliche“ Autorität eher noch wichtiger; die Problematik des Amtes und der „drei Ämter“ der Kirche ist nicht gesehen; der Pflichtzölibat bleibt unbestritten; der gegenreformatorische Charakter der vorkonzi-

liaren Kirche ist nicht erkannt. Frau Görres spricht aber in ihrer Arbeit nicht so sehr ein tiefes Leiden an der Kirche selbst aus – für das sie, wenn sie es an anderen vorfindet, durchaus Verständnis hat –, sondern nur ein allerdings brennendes Leiden am vielfältigen Versagen des Klerus. Ihre bitterste – und anfechtbare – Formulierung: „Warum gibt es so wenig wirklich fromme Priester?“ Für die andere, die positive Seite, ist der Ausdruck „Freude durch die Kirche“ in ihrem Fall vielleicht zu schwach. Vor Freude glänzende Augen wird man nicht entdecken: Der große Ernst der Glaubenszustimmung und die Glut ihrer Liebe bestimmen ihr Gesicht.

So „unaktuell“ der „Brief über die Kirche“ zu sein scheint: er verdient, fast 20 Seiten lang, nachgedruckt zu werden, möglichst zusammen mit einem Abdruck des im März des darauffolgenden Jahres der „Frankfurter Hefte“ erschienenen Komplexes „Das Gespräch über die Kirche“, das Artikel der Autorin und der Redaktion sowie eine Reihe von Briefen aus der Leserschaft enthält. Diese Briefe, insgesamt viele Hunderte, sollten mindestens den einen oder anderen Doktoranden locken können.

Im letzten Teil jenes Komplexes „Das Gespräch über die Kirche“ legt die Redaktion eine Deutung des entschiedenen Gegensatzes vor, der auch zwischen den Einsichtigsten der Zustimmenden und der Ablehnenden besteht. Woran scheiden sich die Geister? Die Redaktion meint: an der Erfahrung oder Nichterfahrung der großen epochalen Krise der Zeit. Ich finde das auch heute noch überzeugend. Indirekt plädiert die Redaktion dadurch für eine Vertiefung und Weiterführung des Gesprächs. Nun, wir sind mittdrin. Nicht nur im deutschen Sprachraum, sondern auch zwischen den Großregionen der Weltkirche und über sie hinaus. Der Wirbel um den „Brief“, die zum Teil heftige Gegenwehr der Betroffenen, unter anderem auch aus der Schicht der Vertriebenen und Flüchtlinge ihrer Heimat, die nun nicht mehr Deutsch-Böhmen, sondern Sudetenland hieß, ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Freiburg, der die Gläubigen vor der Autorin und vor den „Frankfurter Heften“ warnte, möglicherweise auch die eher besorgte Kritik einzelner Glaubensgenossen,

die sie ernst nehmen mußte: alles dies, was im Herbst 1946 auf Frau Görres einstürzte, hat ihr schwer zu schaffen gemacht. Die Erfahrung hatte, so konnten wir vermuten, den Charakter eines veritablen Schocks. Nun erfuhr sie auf eine neue und andere Weise, was es heißt, an der Kirche zu leiden. Sie hat sich gegen Angriffe und Verdächtigungen tapfer und maßvoll verteidigt, aber wer mit ihr umging, konnte spüren, wie tief sie getroffen war.

Es waren wohl die Konsequenzen dieser Erfahrung, die dann in den folgenden Jahren bewirkt haben, daß unsere Lebenswege sich voneinander entfernten. Ida Friederike Görres hat mir mehr als einmal zu verstehen gegeben, daß sie unser leidenschaftliches, aktives Interesse an den politischen Dingen, unsere Verstrickung in die außerhalb der katholischen Kirche existierende gesellschaftliche Unruhe nicht billigen konnte. Wir andererseits hatten erwartet, daß ihr Brief der Anfang einer weiteren kritischen und produktiven Auseinandersetzung mit dem Zustand unserer Kirche sein werde. Wir hofften auf die Fortsetzung ihrer liebenden Kritik. Wir waren enttäuscht, daß Frau Görres in großer und, wie ich vermute, bewußter Konsequenz auf diesem Feld schwieg. Sie schrieb, wenn ich recht sehe, nur noch positive religiöse Beiträge. Daß diese aufbauenden Werke ihre Wirkung getan haben, daß sie von hoher schriftstellerischer Qualität waren, Zeugnisse ihres wachen Geistes, haben wir würdigen können. Aber wir hätten sie so gern zu den „linken Frommen“ gezählt – als die sich junge kritische Liebhaber der Kirche sehr viel später gegenüber dem „Ruhrbischof“ Franz Hengsbach in Essen deklariert haben. Wir haben Frau Görres' Kameradschaft entbehrt.

So etwas ist schmerzlich für alle Beteiligten. Daß Ida Friederike Görres keineswegs introvertiert fromm geworden oder zu den „rechten Frommen“ übergelaufen war, habe ich mit Freude aus einer ein Jahr nach der Affäre geschriebenen Rezension über Ernst Hemmingways „Wem die Stunde schlägt“ entnommen: Darin bezeichnet sie im Zusammenhang mit den Leiden und den Kämpfen der Spanier im Bürgerkrieg „die Gerechtigkeit“ als das „zu innerst christliche Anlie-

gen“. Daran hätten wir anknüpfen können und sollen, um die gemeinsame Sache der christlichen Kirche gemeinsam ein Stück weiterzubringen.

Praxis

Martin Thurner

Welche Hilfe erfahren Gemeinden durch überpfarrliche Bildungseinrichtungen?

Ein ehemaliger Gemeindepfarrer beschreibt im folgenden, welche Bedeutung für seine Gemeinde, für verschiedene Gruppen aus ihr und für ihn selbst die verschiedenen Orte der Einkehr, der gemeinsamen Reflexion und der Weiterbildung hatten und welche Impulse ihm heute aus einem kirchlichen Bildungshaus heraus für die Gemeinden möglich sind. red

Die Gemeinde als Provisorium des Reiches Gottes hat vorläufigen Charakter: Hier lebt der Glaube und wächst Gottes Anwesen durch viele Entwicklungen hindurch, hier entfaltet sich das Leben in seiner vielseitigen, ambivalenten Form mit allen Dunkelheiten und Aufstiegen, mit allen Störungen und Früchten.

Als Gemeindepfarrer einer jungen, neuen, werdenden Gemeinde am Stadtrand von München habe ich in dreizehn Jahren erlebt, wie viele Schritte es braucht, bis eine Gemeinde aufgebaut ist.

1. Stufen des Aufbaus einer Gemeinde

Da geht es zuerst einmal darum, daß sich die Menschen einer solchen Gemeinde, die von überallher zuziehen, einander kennenlernen; da braucht es die Grunderfahrung: der Glaube kommt vom Hören, wir können uns austauschen; da wachsen ganz von selber kleine Gruppen, wo über alle ICH-Erfahrung der Gottesbegegnung hinaus die DU-Erfahrung der Gemeinde in allen möglichen Gruppierungen geschehen kann.

Damit der Glaube lebt, ist eine ständige Glaubensbildung im Sinn der Gemeindekatechese nötig; bei jungen Leuten in der Vorbereitung auf die Lebenssakramente, später in der „Runderneuerung des Glaubens“ durch Bibelgespräche, Einkehrzeiten, gemeinsame Wege . . .

Irgendwann taucht das Problem auf: es gibt ein Drinnen und ein Draußen, die Rede von den sogenannten Fernstehenden; wobei ich mir oft nicht klar bin, wer eigentlich drin und wer wirklich draußen ist. Und ohne die missionarische Frage stirbt auch der Glaube in der Gemeinde, man genügt sich selber, was soll da noch wachsen . . .

Rückblickend ist mir aufgegangen: eine Gemeinde kann allein nicht leben; die Querverbindungen tragen, die Gemeinschaft mit den Nachbarpfarreien, gleich welcher Konfession, die Auseinandersetzung mit Gruppen aller Art.

2. Über die Grenzen der Gemeinde hinaus

Mir selber ging es so, daß ich mich immer wieder – in der Regel alle drei Wochen – drei Tage aus der Pfarrei woandershin zurückgezogen habe, oft in ein Kloster. Mir war der Abstand wichtig, manches ist mir aus der Ferne einfacher, manchmal auch fragwürdig vorgekommen; manchmal konnte ich wirklich das „Problemfeld“ verlassen und mich wieder anders hineinbegeben, gerade dann, wenn es im inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde Konflikte gab, wenn in den Arbeitskreisen gerungen wurde, aus Schrift und Tradition die Geschichte der Kirche weiterzuschreiben, und das ganz konkret im Bau einer Kirche, eines Pfarrheims, des Kindergartens oder etwa bei der Überlegung, wie ein Pfarrhaus heute aussehen und leben könnte.

So allmählich hat es sich in unserer Gemeinde Baldham so entwickelt, daß wir viel zu Fuß unterwegs waren, auf Samstagmorgengängen irgendwohin zu einer Kirche im Landkreis Ebersberg, auf Nachtwallfahrten zu einer Wallfahrtskirche, bei Drei-Tages-Wallfahrten oder auch eine Woche und länger. Dabei ist uns aufgegangen, wie wichtig es ist, miteinander wegzugehen und aufzubrechen, woanders einzukehren, Freundschaft zu pflegen, mit anderen ins Gespräch zu kommen und sich im Glauben zu begegnen. Ganz selbstverständlich haben die Teil-